

Was ist Internetkompetenz?

Auf den Spuren einer neuen Kulturtechnik

Andrea Mader, 2003

Die Entwicklung der letzten Jahre, in denen die Zahl sowohl der Internetnutzer/innen als auch der Online-Angebote sprunghaft angestiegen ist, macht deutlich, dass das Internet bereits heute ein unverzichtbarer Bestandteil der Informations-Infrastruktur geworden ist und in absehbarer Zeit der gedruckten Information den Rang streitig gemacht haben wird. Wir konnten erleben, dass sich internetbasierte Dienstleistungen schneller etablierten, als es noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten worden war. Deutschland ist, was die Akzeptanz von E-Commerce angeht, mittlerweile weltweit führend (vgl. „Deutschland ist weltweit Spitze ...“).

Viele Dienstleistungen wurden bereits vollständig oder zumindest teilweise ins Internet verlagert. So werden etwa die folgenden gesellschaftlichen Bereiche Personen ohne ausreichende Medienkompetenz und ohne Zugang zum Internet schon sehr bald verschlossen bleiben:

- Auskunftsdienste (z. B. Fahrpläne, Fernsehprogramm), Nachrichtenmagazine (z. B. Tagesschau, „Spiegel online“) oder Beratungsdienste (z. B. Verbraucherberatung, Gesundheitsberatung) werden zunehmend ins Internet verlagert.
- Die persönliche Betreuung durch Krankenkassen, Banken oder Ämter wird in absehbarer Zeit wahrscheinlich nur noch gegen Aufpreis oder überhaupt nicht mehr angeboten werden.
- Auch die Beteiligung an der öffentlichen Meinungsbildung ist oft nur noch online möglich: In den Massenmedien sind E-Mail und Chat an die Stelle von Leserbriefen und Hörerdiskussionen getreten.

Die augenblickliche Situation, in der diese Dienste sowohl online als auch in herkömmlicher Form im direkten Kundenkontakt angeboten werden, ist als Übergangszeit zu betrachten.

Ungleiche Chancen

Nutzungsstudien zeigen, dass die Zugangschancen zum Internet immer noch sehr ungleich verteilt sind (vgl. ARD/ZDF-Online-Studie bzw. die Offline-Studie http://www.br-online.de/br-intern/medienforschung/md_mm/ oder die vierteljährlich erhobenen Internetstrukturdaten der Forschungsgruppe Wahlen <http://www.fgw-online.de>). Entscheidende Faktoren sind nach wie vor Alter, Geschlecht und Bildungsniveau. Allerdings hat sich die Bedeutung der einzelnen Faktoren in den letzten Jahren deutlich verschoben: Frauen und über 50-Jährige

haben mittlerweile zügig das Internet erobert, während Jugendliche von dieser Entwicklung weitgehend ausgeschlossen bleiben. Die absoluten Zahlen dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass innerhalb der genannten Bevölkerungsgruppen jeweils zu differenzieren ist nach Bildungsniveau und ökonomischer Situation der Betroffenen. Die entscheidenden Zugangsvoraussetzungen liegen daher quer zu den Faktoren Alter und Geschlecht.

Auch regional gibt es starke Unterschiede: Nach einer 2002 durchgeführten Emnid-Umfrage verfügt Hessen und dort die Region Darmstadt mit 47,4% über die höchste Quote an Internetnutzer(inne)n, während Mecklenburg-Vorpommern mit 33% das Schlusslicht bildet. Nicht etwa ein Nord-Süd-Gefälle bildet sich hier ab – Schleswig-Holstein mit 46,3% liegt noch vor Oberbayern mit 45% –, sondern vor allem das Gefälle von hochentwickelten Ballungsregionen und ländlichen Gebieten bzw. alten Industrieregionen (etwa dem Ruhrgebiet). Auch die Tatsache, dass sich unter den zehn letzten Regionen der Liste acht in Ostdeutschland befinden, während unter den ersten zehn keine einzige ostdeutsche Region ist, scheint eine Folge des soziokulturellen und wirtschaftlichen Gefälles zu sein, denn Berlin als größter Ballungsraum Ostdeutschlands steht mit 45,5% an fünfter Stelle (vgl. „Die digitale Mauer ...“). Die von der Forschungsgruppe Wahlen regelmäßig erhobenen Internetstrukturdaten zeigen im vierten Quartal 2002 eine Differenz von 52% Internetnutzer(inne)n in Westdeutschland gegenüber 43% in Ostdeutschland. Im Durchschnitt verfügt jede/r zweite Erwachsene über einen Online-Zugang.

Nach wie vor bleibt die Integrationskraft des Berufs ein bedeutsamer Faktor, wenn es um den Erstzugang zur Informationstechnologie geht. Bezeichnenderweise gibt die Altersgruppe der 30- bis 50-Jährigen überdurchschnittlich häufig an, das Internet regelmäßig zu nutzen. Benachteiligt sind dagegen alle Bevölkerungsgruppen, die nicht über den Beruf Zugang zu vernetzten PCs und entsprechender Schulung haben oder hatten: Nicht-Berufstätige, Arbeitslose, Ältere, Jugendliche vor dem Berufseinstieg und Berufsgruppen, in denen das Internet bisher noch nicht genutzt wird (vgl. Grajczyk/Mende 2001).

Die Forschungsgruppe Wahlen macht keine Angaben zur Mediennutzung der unter 18-Jährigen, da ihre Zahlen auf die wahlberechtigte Bevölkerung beschränkt sind. Im Bezug auf das Gefälle zwischen verschiedenen Berufsgruppen stellt sie jedoch fest: „Das Internet ist (...) ein Medium der Angestellten und Selbstständigen, die es nicht nur beruflich, sondern auch privat wesentlich häufiger nutzen als die Arbeiterschaft. Aufgrund ihrer beruflichen Nutzung sind die Selbstständigen am häufigsten im Netz erreichbar (67 Prozent). Es fällt auf, dass der Anteil der ungelerten Arbeiter, die über einen Internet-Zugang verfügen, mit 15 Prozent im IV. Quartal 2002 noch immer extrem niedrig ist. Die Facharbeiter sowie die

einfachen und mittleren Angestellten und Beamten konnten im Laufe des letzten Jahres hohe Zuwächse verbuchen (...) 35 bzw. 52 Prozent“ (Forschungsgruppe Wahlen ... 2002).

Dass Jugendliche als eine hinsichtlich des Internetzugangs benachteiligte Gruppe wahrgenommen wurden, geschah auf bildungspolitischer Ebene relativ spät. Angesichts jugendlicher IT-Firmengründer und genialer Computerkids war lange Zeit angenommen worden, dass es sich bei den Zugangsschwierigkeiten zur Informationsgesellschaft um ein Generationenproblem handelt, bei dem die Jüngeren automatisch in einer besseren Position seien. Erst allmählich setzt sich die Erkenntnis durch, dass soziale Faktoren auch die Jugendlichen in Gewinner und Verlierer der Informationsgesellschaft teilen. Umso wichtiger ist es, für Jugendliche zugängliche und erschwingliche Internetnutzungs-Gelegenheiten nicht nur in Schule und Ausbildung, sondern vor allem auch im Freizeitbereich zu schaffen. Bedauerlicherweise machen sich auch hier die Einsparungen im Sozialsystem bemerkbar, so dass seit Jahresbeginn etliche Internetcafés, die in den letzten Jahren mit öffentlicher Förderung entstanden, wieder von Schließung betroffen sind.

Es genügt jedoch nicht, nur die Zugangsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen und den Umgang mit der Hard- und Software zu vermitteln. Mindestens ebenso notwendig ist die Einübung der kulturellen Techniken, die zur effektiven und verantwortungsvollen Nutzung des Mediums Internet benötigt werden. Hierbei muss der Schwerpunkt einerseits auf der Entwicklung von Orientierungskompetenz in der vernetzten Struktur des Internet liegen, andererseits aber auch auf der Nutzung des kreativen Potenzials, das durch das Internet freigesetzt wird.

Eine neue Kulturtechnik oder die Renaissance des Lesens?

Häufig fällt im Zusammenhang mit dem Internet der Begriff „neue Kulturtechnik“. Allerdings: Wenn auch vieles dafür spricht, der Nutzung des Internet den gleichen Stellenwert zu geben wie den „alten“ Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen, darf man doch nicht verkennen, dass die neue Technik auf den alten Techniken aufbaut. Insofern stellt die Vermittlung von Internetkompetenz zunächst vor allem eine besondere Form der Vermittlung von Lesekompetenz dar. Lesen darf hier allerdings nicht nur als das Entziffern von Buchstaben verstanden werden, sondern in einem umfassenden Sinne als die Teilhabe am gesellschaftlichen Austausch von Symbolen.

Gerade in der letzten Zeit hat das Phänomen der angeblich schwindenden Lesefähigkeit immer mehr öffentliche Aufmerksamkeit gefunden. „Der aktuellen Studie der Stiftung Lesen zufolge lesen Jugendliche wesentlich weniger als früher. Und: Das Lesevermögen verschlechtert sich. Denn statt sich konzentriert auf Texte einzulassen, entwickelten nun viele Leser das an das Fernsehverhalten angelehnte Phänomen des ‚Zappens auf Papier‘“

(Geschäftsführer Klaus Ring auf der im Jahr 2000 veranstalteten Tagung „Gutenbergs Folgen“, vgl. <http://www.stiftung-lesen.de>). Ist dies aber tatsächlich nur als eine kulturelle Verfallserscheinung zu verstehen oder lässt sich diese Entwicklung auch anders deuten?

Was nämlich von konservativer Seite als ein allgemeiner Rückgang der Lesekompetenz gewertet wird, dem nur mit verstärkter Propagierung bürgerlich-konservativer Lesegewohnheiten (Bücher – am besten noch „gute Bücher“ – lesen!) begegnet werden kann, stellt sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht als eine Anpassung von Rezeptionsstrategien an eine veränderte mediale Umwelt dar. Die „Unkultur“ des Zappens und Surfens ist unter diesem Blickwinkel eine adäquate Antwort auf Meinungsvielfalt und Individualisierung: Nicht mehr die Autor(inn)en bestimmen den Plot einer Geschichte, sondern die Leser/innen entwickeln durch ihr individuelles Rezeptionsverhalten ihre eigene Geschichte aus dem vorgefundenen Material. Im Jargon der postmodernen Philosophie wäre dies der Schritt von der „Rekonstruktion“ eines Textes, also der Suche nach dem vorgegebenen roten Faden der Geschichte, zur selbstbewussten und kreativen „Dekonstruktion“, bei der ein neuer Sinn erzeugt wird.

Der Medienpädagoge Franz Josef Röll geht davon aus, dass Jugendliche heute über neurophysiologisch begründete Wahrnehmungsfähigkeiten verfügen, die es ihnen erlauben, sich in einer fragmentierten und mit visuellen Zeichen übersättigten Umwelt zu orientieren. Die sog. „Hotspotgeneration“, die mit Fernsehen und Computerspielen aufgewachsen ist, verfügt nach Röll über eine erhöhte Fähigkeit zu visueller Wahrnehmung und über kürzere Reaktionszeiten. Die assoziative Aneignungsweise der neuen Medien ist für sie nur eine folgerichtige Fortsetzung der aus unterschiedlichen Deutungsangeboten bestehenden Lebensrealität (vgl. Röll 2000). Ähnliches hatte schon die amerikanische Soziologin Sherry Turkle in ihren Untersuchungen zur Mediennutzung und Identität von jugendlichen Computernutzer(inne)n festgestellt (vgl. Turkle 1999).

Was in der Diskussion um Internetkompetenz häufig übersehen wird: Durch das Internet gelangt das Lesen zu ganz neuer Bedeutung. Dies jedoch unter veränderten Vorzeichen, denn es findet einerseits ein intensiver Rückgriff auf die Kultur der Schriftlichkeit statt, andererseits erzeugt das Netz nicht nur seine eigenen literarischen Genres, sondern auch neue Rezeptionsmodi. Diese Weiterentwicklung der Schriftkultur durch das Internet lässt sich auf mindestens drei Ebenen lokalisieren:

1. *Es findet eine Ausweitung der Schriftkultur statt*

Die traditionelle Kulturtechnik der Schriftlichkeit wird in ihrer Bedeutung gestärkt und hält Einzug in Bereiche, in denen bisher akustische und visuelle Medien dominierten: E-Mail, Chat und SMS verdrängen das Telefon, das Internet konkurriert mit Fernsehen und Radio.

2. *Es findet eine Verdichtung statt*

Benötigt werden z. B. bei der Eingabe von Suchbegriffen eine *fehlerfreie* Rechtschreibung, bei der effektiven Suche nach Informationen ein hoher Grad an Abstraktionsvermögen und Konzentrationsfähigkeit. Komplexe Textformen wie Datenbanken oder Formulare, mit denen viele Menschen bisher kaum in Berührung kamen, werden durch das Internet alltäglich und stellen für Ungeübte eine Hürde dar. So ist z. B. die Umstellung vieler Webseiten auf ein Datenbanksystem mit Abfragemasken keineswegs ein Beitrag zu mehr Nutzungsfreundlichkeit, sondern baut im Gegenteil für potenzielle Nutzer/innen etwa mit Lese-Rechtschreib-Schwäche Barrieren auf.

3. *Das Netz erfordert neue Lesegewohnheiten*

Durch die hypertextuelle Vernetzung von Dokumenten entsteht eine neue Qualität von Texten, die zu veränderten Rezeptionsgewohnheiten führt: Texte werden nicht mehr linear gelesen, sondern in semantischen Sprüngen von einem Link zum anderen. So erfordert die Erschließung der angebotenen Informationsfülle im Internet neben ausreichenden Lese- und Schreibkenntnissen einiges Wissen auf der Ebene von Infrastruktur und Orientierung, der sogenannten „Navigation“, im Netz.

Alle drei Aspekte haben weitreichende Auswirkungen auf die gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten derer, die die entsprechenden Fertigkeiten beherrschen bzw. nicht beherrschen. So wird in Internetprojekten für benachteiligte Jugendliche immer wieder die Erfahrung gemacht, dass sich zwar Suchtechniken und Orientierungsfähigkeit im Internet trainieren lassen, aber mangelhafte Lese- und Schreibkompetenz den Lernprozess erschwert. Hier treten etwa die folgenden Probleme auf:

- Lese-, Rechtschreib- und Konzentrationsprobleme erschweren die Nutzung von Suchmaschinen.
- Der Inhalt der gefundenen Seiten kann nicht richtig gedeutet werden, vor allem wenn Seiten sehr textlastig sind und die Geduld der Jugendlichen überfordern.
- Auf gut Glück erdachte Adressen, die meist auf .de enden, werden eingegeben.
- Die Jugendlichen verlieren sich beim Surfen im Detail, das Ziel gerät aus dem Blick.

Vor diesem Hintergrund drängt sich die Frage auf, ob tatsächlich alle Jugendlichen mit der von Röll und Turkle behaupteten Bravour durch die angebotene Bilder- und Informationsflut manövrieren und in der Lage sind, eigene Deutungen und Handlungsentwürfe hervorzu- bringen. Benachteiligt sind in jedem Fall diejenigen, deren Fähigkeit, Zeichen zu deuten und zu erzeugen, nur mangelhaft entwickelt ist. Dies trifft z. B. auf Jugendliche zu, die aus den im Verschwinden begriffenen sozialen oder regionalen Enklaven der alten Moderne – Arbeiter- milieu und ländlicher Raum – stammen und die kulturellen Codes der Postmoderne nicht

beherrschen. Lesen in diesem erweiterten Sinne kann heute nicht mehr das Gleiche bedeuten wie noch vor einer Generation: An die Stelle der Gewissheit einer eindeutigen Botschaft ist heute die Notwendigkeit getreten, eine eigene Lesart zu entwickeln.

Technische und soziokulturelle Kompetenzen

Franz Josef Röhl vergleicht die untereinander durch Links verbundenen Texte des Internet mit einem Rhizom, einem dicht verwobenen Wurzelwerk, das nach allen Seiten wachsen kann. Dadurch ändert sich der Charakter von Texten vollständig: „Es gibt keine vorgegebene Gliederung mehr (Anfang, Hauptteil, Schluss), eher ein System von Selbstähnlichkeiten, das jederzeit andere Konfigurationen zulässt“ (Röhl 2000, S. 5f). Hypertext entsteht – noch viel weitgehender als ein traditioneller Text (bei dem man auch schon querlesen oder vor- und zurückblättern konnte) – durch die aktiven Erschließungsbewegungen der Leser/innen, die während des Lesens entscheiden, welche Absprungstelle sie nutzen wollen. So kann der Text jeweils ein anderer sein, je nachdem, wer ihn liest. Und es ist schwer zu sagen, wo ein einzelner Text beginnt und wo er endet.

Die Orientierung in einem solchen Netzwerk kann nicht auf der vollständigen Kenntnis seiner Struktur basieren, sondern nur auf einem grundsätzlichen Verständnis der Prinzipien – präziser gesagt: dem *Einverständnis mit den* Prinzipien –, nach denen es sich aufbaut. Denn es geht weniger um eine rationale Verstehensleistung als vielmehr um die Bereitschaft, vermeintliche Fixpunkte aufzugeben und sich in einer in Bewegung befindlichen Umgebung zu bewegen. Dies erfordert die Fähigkeit zur Selbststeuerung im Sinne einer immer neuen Reflexion der eigenen Interessen und zur individuellen Abwägung möglicher Erklärungs- und Handlungsalternativen.

Für die Vermittlung von Internetkompetenz an Jugendliche hat das zur Folge, dass insbesondere der intensiven Beschäftigung mit den gefundenen Seiten und der planvollen Eingabe von Suchbegriffen ausreichend Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet werden muss. Dies bedeutet eine grundlegende Akzentverschiebung von der derzeit in Internetschulungen praktizierten Konzentration auf die Vermittlung der technischen Handhabung hin zur inhaltlichen Erschließung und Nutzbarmachung der gefundenen Informationen.

„Internetkompetenz“ ist, wie auch „Medienkompetenz“ ein äußerst dehnbarer Begriff, der viele unterschiedliche Kompetenzen zusammenfasst, die von jeder Autorin und jedem Autor anders gewichtet werden. Heinz Moser, Pädagoge und deutschsprachiger Weiterentwickler des amerikanischen WebQuest-Modells, differenziert den Begriff „Internetkompetenz“ in vier verschiedene Dimensionen (Moser 2000, S. 14):

„Technische Kompetenzen:

- Navigieren in Hypertextstrukturen und mit Hilfe von Suchmaschinen,

- Fachausdrücke der Netzkommunikation (...) anwenden,
- Umgehen mit E-Mail, Mailinglisten und Newsgroups,
- eventuell Entwicklung einer Homepage.

Kulturelle Kompetenzen:

- Orientieren im Datenstrom und gezieltes Recherchieren,
- Einsozialisieren in die Konventionen und Regeln der Netzkommunikation und der ‚Netiquette‘,
- Umgang mit dem multikulturellen Charakter des Netzes und seiner stark durch US-amerikanische Formen geprägten ‚lockeren‘ Verhaltensweisen,
- Dechiffrieren der kulturellen Codes und Präsentationen im World Wide Web.

Soziale Kompetenzen:

- Aufnahme von Beziehungen über E-Mail, Newsgroups und Mailinglisten,
- Sensibilität für die spezifischen Anforderungen einer Kommunikation, die über die Anonymität des Netzes erfolgt,
- Teilnahme an Aktivitäten des Online-Lernens,
- Partizipation an sozialen Netzaktivitäten wie MUDs oder Live-Diskussionen in Chatrooms.

Reflexive Kompetenzen:

- Erstellen einer Bilanz von Nutzen und Kosten der persönlichen Netzaktivitäten,
- Auseinandersetzung mit Positionen einer Netzkritik,
- die Beschäftigung mit Fragen der Zukunft des Internets.“

Je nachdem, ob man sich einen ersten Überblick über ein neues Thema verschaffen möchte, ob man eine bestimmte Frage klären möchte, sich vertiefend in ein eng umgrenztes Thema einarbeiten oder den Kontext einer bestimmten Sache erforschen möchte, kommen jeweils andere Suchtechniken zum Einsatz. Der österreichische Pädagoge Werner Stangl, der auf seiner Website und in seinen Veröffentlichungen Hilfestellungen für Lehrerinnen und Lehrer gibt, die das Internet in der Schule einsetzen wollen, unterscheidet fünf unterschiedliche Suchstrategien (vgl. Stangl 2000, S. 177):

„*Scanning*: Überblickartiges Abdecken großer Gebiete, ohne jeweils zu sehr in die Tiefe zu gehen.

Browsing: Verfolgen von Verweissvorschlägen, bis das Interesse des Anwenders geweckt wird. Hier wird dann detaillierter nachgeforscht.

Searching: Gezielte systematische Suche nach bestimmten Zusammenhängen, in der Regel in Kombination mit indexgestützten Suchverfahren.

Exploring: Verfolgen aller weiterführenden Verweise, ausgehend von einem Themenschwerpunkt, um die Breite des Feldes abzustecken.

Wandering: Nichtsystematische Verfolgung von Verweisen ohne eigene Zielsetzung. Der Anwender wird hier in der Regel Knoten auch mehrfach ansteuern.“

Nach meinem eigenen Modell (s. Abb. 1), lassen sich drei Rechercesituationen voneinander abgrenzen, in denen unterschiedliche Strategien zum Einsatz kommen:

- die Suche nach einem bestimmten Faktum, bei der in möglichst kurzer Zeit der Suchbegriff genau getroffen werden muss (z. B. über eine Phrasensuche, etwa: „der zweithöchste Berg der Erde“);
- „in die Breite“ recherchieren (z. B. um eine erste Vorstellung von einer Thematik zu bekommen, etwa bei der Frage „Welche Zupfinstrumente gibt es?“);
- „in die Tiefe“ recherchieren (z. B. um ein Thema möglichst vollständig zu erfassen, etwa die Biografie einer berühmten Persönlichkeit).

Ziel von Interneteinführungen sollte es sein, ein möglichst breites Methodenrepertoire zu vermitteln. Wenn auch die Mehrheit der Internetnutzer/innen sich wahrscheinlich damit begnügt, einen einzelnen Suchbegriff in ihre bevorzugte Suchmaschine einzugeben, kann man bei Jugendlichen möglicherweise doch den Ehrgeiz wecken, „Profis“ zu werden, die alle Kniffe beherrschen.

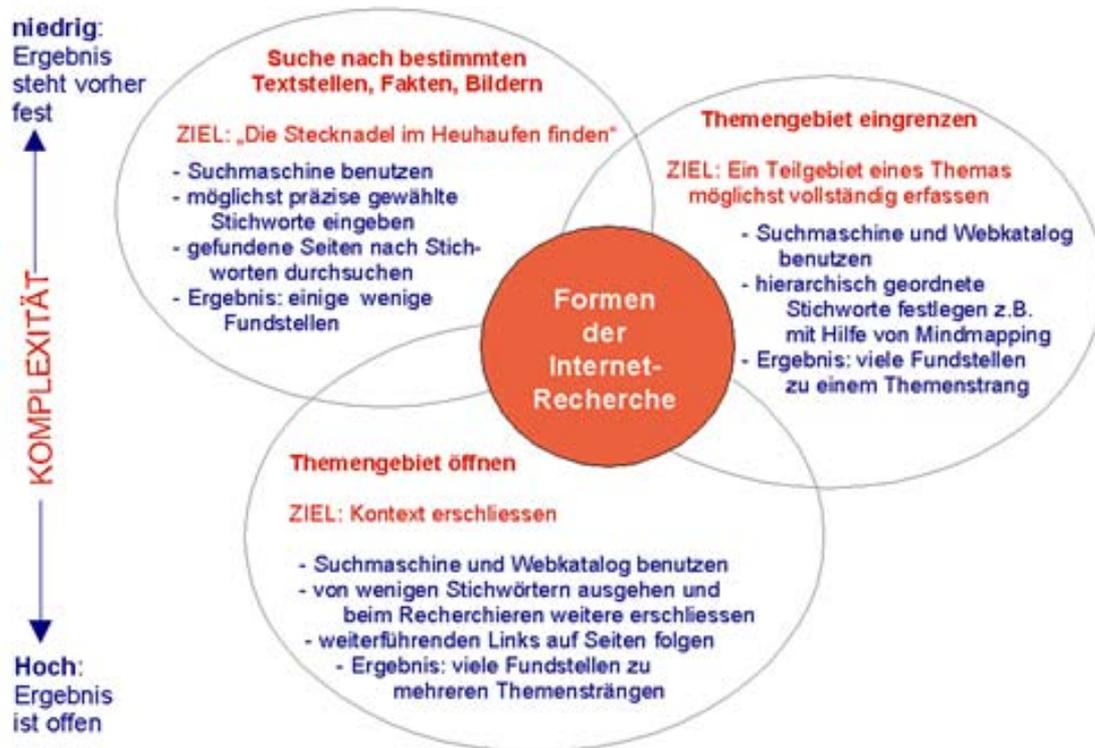


Abb. 1: Unterschiedliche Recheresituationen erfordern spezifische Suchtechniken

Seit Längerem wird an der Entwicklung bedienungsfreundlicher, kontextsensitiver Suchmaschinen geforscht. Solche „intelligenten“ Suchmaschinen könnten etwa anhand des semantischen Zusammenhangs eingegebener Suchbegriffe unterscheiden, in welchem Sinne ein Suchwort gemeint war, und unpassende Fundstellen gar nicht erst anzeigen. Sie könnten auch Tippfehler bei der Eingabe der Suchbegriffe automatisch korrigieren (wie es z. B. bei Google schon ansatzweise der Fall ist: „Meinten Sie etwa ...?“). Dies könnte ein Schritt zu mehr Barrierefreiheit im Internet sein, denn z. B. Konzentrations- oder Wahrnehmungsstörungen würden dann weniger ins Gewicht fallen, wodurch das Internet einem weiteren Nutzerkreis geöffnet würde.

Auch beim Design von Internetseiten wird der Aspekt der „Usability“, also der Nutzerfreundlichkeit, zunehmend als wichtiger Faktor wahrgenommen. Nach der Verordnung zur Schaffung barrierefreier Informationstechnik nach dem Behindertengleichstellungsgesetz (Barrierefreie Informationstechnik-Verordnung - BITV) vom 17. Juli 2002 sind Anbieter von Internetseiten verpflichtet, ihr Webdesign so zu gestalten, dass auch Behinderte Zugang zu ihnen haben. Die Grundidee des barrierefreien Webdesigns ist so alt wie die Öffnung des Internet für Privatpersonen. „Usability-Papst“ Jakob Nielsen tritt seit 1994 dafür ein, Websites so zu gestalten, dass sie auch für Behinderte zugänglich sind, z. B. sollten sie mit Bildschirmlesegeräten für Blinde lesbar sein, Farbkontraste sollten so gewählt werden, dass auch Farbblinde oder Sehbehinderte sie erkennen können, Suchfunktionen sollten so gestaltet sein, dass wahlweise eine Suchwortliste angezeigt werden kann, in der sich auch

Lernbehinderte und Menschen mit Lese-Rechtschreib-Schwäche orientieren können etc. (vgl. Nielsen 2000, S. 296-311).

In Folge dieser Entwicklungen wird das Internet in Zukunft seinen Nutzer(inne)n immer weiter entgegenkommen. Bis das Erlernen von Suchtechniken jedoch völlig obsolet geworden ist – möglicherweise wird dies nie der Fall sein –, kommt der Vermittlung von Internetkompetenz im Sinne der Förderung von Chancengleichheit höchste Priorität zu.

Literatur

„Deutschland ist weltweit Spitze beim E-Commerce“, Meldung vom 19.02.2003, in: heise-online, <http://www.heise.de/newsticker/data/jk-19.02.03-006>

„Die digitale Mauer“. In: iwd – Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft, 31/2002, S. 1

Forschungsgruppe Wahlen Online GmbH (Hrsg.): Internet-Strukturdaten IV. Quartal 2002, <http://www.fgw-online.de>

Grajczyk, Andreas/Mende, Annette: „ARD/ZDF-Offline-Studie 2001. Nichtnutzer von Online: Internet für den Alltag (noch) nicht wichtig. In: Media Perspektiven 8/2001, S. 398-409, http://www.br-online.de/br-intern/medienforschung/md_mm/offline2001.pdf

Moser, Heinz: Abenteuer Internet. Lernen mit WebQuests. Zürich 2000

Nielsen, Jakob: Designing web-usability. The practice of simplicity. Indianapolis 2000

Röll, Franz Josef: Die Hotspotgeneration – Internet und Wahrnehmungswandel. In: hessische jugend 3/2000, S. 4-7

Stangl, Werner: Internet@Schule. Insiderwissen für LehrerInnen. Innsbruck u. a. 2000

Turkle, Sherry: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek bei Hamburg 1999

Die Autorin

Andrea Mader, M. A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für berufliche Bildung, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik (INBAS) und im Projekt „Internetkompetenz für benachteiligte Jugendliche“ beschäftigt.